



Abend:

Zeitung.

105.

Mittwoch, am 2. Mai 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hett.)

### Rembrandt und sein Nefse.

(Fortsetzung.)

Antonio lief inzwischen plaudernd zum Feuer, während die Kleine auf dem Arme ihrer Mutter unbekümmert mit deren lang herabwallenden Locken spielte.

„Was bekümmert Euch, mein Wohlthäter?“ sprach Neteelli zu seinem Wirth, dessen Züge Unruhe und Verlegenheit ausdrückten.

„Die Wahrheit zu gestehen,“ erwiderte der Schneider sich vertegen räuspernd, „ich weiß nicht, wie fünf Personen in dem kleinen Zimmer mit dem einzigen Bette die Nacht zubringen werden, mein letztes Stück Holz brennt auf dem Herde, der Kleine hungert, und meine gesammelten Vorräthe bestehen in dem Bissen Brod, den er so eben verschlingt.“

„Ich will zu meinem Oheim Rembrandt gehen, ihm die Geschichte unsrer Leiden erzählen, und ihn um seine Hülfe bitten.“

Kopfschüttelnd sprach der Schneider: „das wäre allerdings ein Auskunftsmittel, aber leider hoffe ich davon wenig Erfolg. Indes, was thut es, wir wollen es versuchen; ich werde sogleich meine Laterne anzünden und Euch in das Judenviertel führen, wo Meister Rembrandt der Mahler oder Pfandleiher, wie Ihr ihn nennen mögt, wohnt, denn er betreibt beide Gewerbe zugleich. Gott möge das Herz Eures Oheims rühren und uns seine Thüre öffnen.“

Mit diesen Worten nahm Barnello seinen Mantel, welchen er der Kälte wegen über das Bett der Kranken

gedeckt hatte, legte ihn aber nach einem Augenblick der Ueberlegung, mit Selbstverleugnung wieder hin, nahm die Laterne zwischen beide Hände, um sie an den spärlichen Flammen des kleinen Lichtes zu erwärmen, winkte Neteelli, ihm zu folgen, und machte sich mit ihm auf den Weg zum Judenviertel, welches am andern Ende der Stadt lag.

### II.

Als Neteelli in Begleitung Barnello's das dumpfige Zimmer verließ, war bereits seit einiger Zeit eine tiefe Stille dem tobenden Sturme gefolgt, und der Mond goß sein bleiches Licht über den hell gestirnten Himmel. Der reichlich gefallene Schnee kleidete die Gegenstände rings herum bei der dämmernden Beleuchtung in die abenteuerlichsten Formen. Die Todtenstille der weißen Stadt flöste dem Alten, wie seinem Begleiter, ein unheimliches Grauen ein, unwillkürlich drängten sich Beide dichter an einander, und schritten schweigend durch die verödeten Straßen, in denen selbst die Schritte der nächtlichen Wanderer des Schnees wegen, kein Geräusch verursachten. Nachdem sie eine Viertelstunde lang gegangen waren, erreichten sie endlich das Judenviertel, wo in der unheimlichen Nähe eines verlassenen Kirchhofes, die Kinder eines verfluchten Stammes wohnten.

Barnello zeigte mit dem Finger auf ein großes Haus, dessen Seitenflügel mit zwei Thürmchen geziert waren, und dessen weiten Vorhof ungeheure Mauern umgaben. Neteelli erblickte eine niedere Thüre mit eisernen Beschlä-

gen wohl verwahrt, in deren Mitte ein großer kupferner Knopf glänzte, bei dessen Berührung der dumpfe Ton einer mächtigen Glocke, begleitet von dem furchtbaren Gebell mehrerer großen Hunde erschallte.

Netcelli lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit an der Pforte, aber alles blieb still, wie zuvor, kein menschliches Wesen schien in den düstern Räumen zu hausen.

Ein zweiter und dritter Zug an der Glocke hatte gleichen Erfolg, niemand war zu sehen, nur die Wuth der Hunde verdoppelte sich, sie schienen ihre Hütten und Ketten zerreißen zu wollen.

Bei dem vierten Zuge Netcelli's schwiegen die Hunde, das Klirren der verrosteten Schlösser und Riegel verkündete das Oeffnen einer Thüre, langsame, schwerfällige Schritte ließen sich auf der Treppe und dem Pflaster des Hofes vernehmen, und wurden zuweilen durch ein trocknes Husten unterbrochen.

Einige Minuten darauf herrschte in dem Hause wieder die frühere Todtenstille, seine Bewohner schienen völlig unbekümmert um den Einlaßbegehrenden zu seyn. Als eben Netcelli mehr aus Verzweiflung, als in der Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen, die Glocke noch einmal heftig zog, stürzten die losgelassenen Hunde wüthend gegen die Thüre, und erfüllten die Luft mit furchtbarem Geheule.

„Ich sagte es Euch ja zuvor, daß er nicht öffnen würde,“ murmelte der Schneider, „laßt uns wieder umkehren, denn es ist wahrhaftig besser, die Nacht in einem kleinen Zimmer zuzubringen, als in der grimmigen Kälte vor dieser Thüre und in der Nähe dieses Kirchhofes zu bleiben. Ueberdies ist heute der Todtentag, ich fürchte jeden Augenblick, Gespenster aus diesen Gräbern ersteigen zu sehen. Wenn Ihr wüßtet, was man sich für gräßliche Dinge von diesem furchtbaren Weinhause erzählt . . . Ich glaube, daß ich selbst an des Meister Rembrandt Stelle, meine Thüre zu dieser Stunde Euch nicht öffnen würde. So groß und schön das Haus auch ist, so hat es doch über zwanzig Jahre lang unbewohnt gestanden, denn jedermann fürchtete die unheimliche Nachbarschaft. Der alte Bucherer hat es um einen geringen Preis gekauft, er kümmert sich wenig um Geister, und würde, glaube ich, unbedenklich an den Pforten der Hölle selbst wohnen, wenn er damit einige Hundert Gulden gewinnen könnte.“

„Folgt meinem Rathe, laßt uns zu meiner Wohnung zurück gehen, wollte Gott, wir wären schon mit heiler Haut aus dem Bereiche des Bösen.“

Mit diesen Worten zog der furchtsame Schneider, den zögernden Netcelli unaufhaltsam fort, beide wagten

nicht, sich nach dem Schreckensorte umzusehen, denn sie wähten in dem Schall ihrer Schritte, und dem Brausen des wiedererwachten Windes, die Klageklänge der gequälten Geister zu vernehmen, welche in Leichentücher gehüllt, ihnen zu folgen schienen. Der Angstschweiß gefror auf der bleichen Stirn des Italieners, in dessen starker Seele die Furcht seines Gefährten ein unerklärbares Grausen erweckte. Trübe Ahnungen belasteten sein Herz und trieben ihn rastlos zu der Wohnung Barnello's, dessen Thürschwelle er zitternd betrat. Bevor sie die Thüre öffneten, hörten sie die Klagestimme Antonio's: „Mutter, wache doch auf, mich hungert, mich friert!“

Die Mutter antwortete nicht.

Netcelli trat rasch ein. Eine undurchbringliche Finsterniß herrschte rings umher, das Feuer, wie die Lampe waren erloschen, der Wind hatte das Fenster zerbrochen, und erfüllte das armselige Gemach mit eisiger Kälte. Francesco erreichte das Bett, seine suchende Hand fand hier den kalten, steifen Körper seines Töchterchens, den die Arme Margarita's fest umschlungen hielten.

Furcht und Entsetzen fesselten die Schritte des Meisters Nicolaus an der Schwelle, die Worte erstarben auf seinen bebenden Lippen, es bedurfte einiger Minuten, bevor er seinen Muth so weit gesammelt hatte, um nach seinem Schranke zu gehen, und dort mit Hülfe seines Stahles und Feuersteines Licht anzuzünden. Er trat überall auf die Glascherben des zerbrochenen Fensters, vergeblich nach seinem Schranke umhertappend, stieß er sich heftig an einen unbekanntem Gegenstand, und sich bückend, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß es der Schrank sey, welcher umgestürzt war. Nach langem, vergeblichen Suchen fand er endlich das Feuerzeug, aber der Zunder war aus der offenen Schachtel gefallen und mithin jede Hoffnung, Feuer oder Licht zu bekommen, verschwunden.

„Meister Netcelli! Meister Netcelli!“ rief Barnello, aber keine Antwort unterbrach die fürchterliche Stille.

Unwillkürlich stürzte der Schneider zum Zimmer hinaus und eilte die Treppe hinab zur Wache.

Die Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit Barnello's war so allgemein bekannt, daß er dort von allen freundlich begrüßt ward, die Soldaten rückten zusammen, um ihm einen Platz an dem wärmenden Ofen einzuräumen. Als der kleine Mann sich ein wenig erholt hatte, erzählte er das neue Unglück, welches ihn betroffen, worauf der wachhabende Sergeant sogleich zwei seiner Leute, mit Holz und Laternen versehen an den Schauplatz der Verwüstung absandte.

Bei seinem eiligen Rückzuge hatte Nicolaus die Thür offen gelassen, als er aber zurückkehrte, war sie verschlossen, und widerstand jedem Versuche, sie zu öffnen.

„Deffnet, Meister Metcelli,“ rief Barnello vergeblich, „ich bin es, ich bringe Licht und Holz zur Feuerung!“ aber sowohl seine Worte, als die wiederholten Schläge an die Thüre blieben ohne Antwort.

Glücklicherweise fand er den Schlüssel in seiner Tasche, die Soldaten traten mit den Laternen ein, prallten aber entsetzt vor dem fürchterlichen Anblick zurück, der sich ihnen darbot.

Margarita und ihre Tochter waren entseelte Leichname; der Knabe lag in heftigen Krämpfen mitten im Zimmer; der unglückliche Vater saß bleich und entsetzt vor den Todten, auf welche sich sein starres Auge ausdrucksvoll heftete, während das Lachen des Wahnsinn's seine Züge verzerrte.

Nicolaus glaubte selbst den Verstand darüber zu verlieren. „Welche gräßliche Nacht!“ schrie er; „was habe ich denn so Böses verbrochen, daß Gottes Strafe mich so furchtbar heimsucht! Was soll ich nun anfangen? mein Zimmer ist verwüstet, mein Bett birgt zwei Leichen, ein Wahnsinniger und ein sterbendes Kind verlangen meine Hülfe.“

Er warf sich erschöpft in einen Lehnstuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und überließ den Soldaten die Sorge für den Knaben.

Aber die Muthlosigkeit des braven Mannes war nur von kurzer Dauer, der Anblick der Unglücklichen, welche die göttliche Vorsehung so sichtbarlich an seine Hülfe gewiesen, verdrängte schnell jeden andern Gedanken. Er sprang auf, nahm den Knaben in seine Arme, und erwärmte ihn am Feuer, bis er wieder zu sich kam. Die Soldaten hatten inzwischen das Fenster durch ein Bret verschlossen, sie nahmen die Leichname von dem Bette und legten sie sorgfältig neben einander in die anstoßende Werkstätte des Schneiders. Als sie aber den Wahnsinnigen mit sich fortführen wollten, entschlüpfte der Knabe den Händen Barnello's, klammerte sich fest an seinen Vater und rief: „Nehmt mich auch mit! es ist kalt, desto besser, dann sterben wir zusammen!“

Diese Worte rührten den guten Meister Nicolaus zu Thränen. „Da ich die Todten beherberge,“ sprach er, „warum sollte ich nicht auch die Lebenden hier behalten? Laßt den armen Knaben und seinen Vater hier; sein Wahnsinn scheint mir nicht gefährlich zu seyn. Die Soldaten, welche Euch am nächsten Morgen ablösen, würden vielleicht nicht so menschlich, wie ihr, mit ihnen verfahren. Morgen früh werde ich zum Meister Rembrandt gehen,

so hart und geizig er auch immer seyn mag, so wird er mir doch nicht das nöthige Geld zur Bestattung der Todten versagen. Seinem Einflusse wird es leicht gelingen, den unglücklichen Vater im Hospitale unterzubringen, er wird das Kind seiner leiblichen Nichte nicht verstoßen, vielleicht nimmt er es gar zu sich. Gute Nacht und herzlichen Dank, Kameraden!“

Die Soldaten füllten noch beim Abschiede die Brandweinflasche des Schneiders, welcher, als er sich allein sah, ein kleines Crucifix von Elfenbein und ein geweihtes Reis von der Wand nahm, um es auf die Brust der Todten zu legen. Sich fromm bekreuzigend verschloß er dann die Thüre der Werkstätte, und hüllte den Knaben in eine schützende Decke. Nachdem er sein Dachstübchen, so gut es ging, wieder geordnet hatte, trat er zum Camin, an welchem der Maler unbeweglich saß. Nicht ohne Furcht sah sich Meister Barnello dem Wahnsinnigen gegenüber, mit zitternder Hand machte er das schützende Zeichen des heiligen Kreuzes, zog dann aus seinem Busen ein altes Gebetbuch, und betete andächtig bis zum anbrechenden Morgen. (Fortsetzung folgt.)

### Anekdote von Thuringus.

Ein berühmter französischer Schauspieler war Baron. Voltaire sagt von ihm: „er habe alle Gaben der Natur, ein seltenes Gedächtniß, großen Fleiß und vorzüglich die seltene Kunst besessen, sich ganz in die Person, welche er darstellte, zu verwandeln.“ Die Prediger gingen oft in das Theater, um Baron zu studiren, saßen in einer vergitterten Loge und betraten dann die Kanzel, um gegen die Schauspiele und Schauspieler ihre Donner zu schleudern. Die Beichtiger pflegten sonst von sterbenden Schauspielern zu verlangen, sie sollten ihrem Berufe noch entsagen. Baron zog sich in seinem 78sten Jahre, 1729, von der Bühne zurück und starb in demselben Jahre, sagte aber dem Geistlichen auf dem Sterbebette, er habe nie Gewissensbisse oder Unruhe darüber empfunden, daß er die Meisterwerke der größten Dichter darstellte, und Nichts sey widersinniger, als daß das Darstellen der Werke Schande bringen solle, deren Dichtung höchst ehrenvoll sey.

### Dramaturgisches.

Ein Widerspruch in Schiller's Don Karlos.

In der vierten Scene des zweiten Actes sagt Don Karlos, als ihm der Page Henarez den Brief der Prinzessin Eboli übergeben, in der Meinung, dieser komme von der Königin:

Sie gab Dir selbst den Brief? — O spotte nicht, Noch hab' ich Nichts von ihrer Hand gelesen.

Dagegen in der fünften Scene des vierten Actes spricht er zum Marquis, nachdem er diesem sein Taschenbuch mit den darin enthaltenen Briefen eingehändigt:

Gieb mir die Briefe doch noch einmal. Einer von ihr (der Königin) ist auch darunter, den sie damals, Als ich so tödtlich krank gelegen, nach Alcalá mir geschrieben.

Durch diesen Widerspruch stürzt aber die ganze Scene

des Karlos mit der Eboli, das Pírot des Stückes, zusammen. Denn es ist doch wohl zu vermuthen, daß jener nach Alcalá geschriebene Brief von der Hand der Königin gewesen. Wenn er dieß aber war, konnte der Prinz durch die Zeilen der Eboli nicht getäuscht werden und die Zusammenkunft mit dieser gar nicht stattfinden: sie mußte wenigstens näher motivirt werden.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Correspondenz: Nachrichten.

Aus Paris.

(Beschluß.)

So entzücken uns die naiven Poesien des Mittelalters, deren Nachahmung durch einen heutigen Dichter uns mit Recht erbärmlich scheinen würde. Wenn wir ferner das Christenthum personificirt sehen, wie es, ich weiß nicht, welches höllische Ungethüm mit einem Basiliskengesichte, Schlangenleibe und Crocodilsfüßen in den Staub tritt, so wird uns dieses Bild schwerlich mehr als einen flüchtigen Blick der Neugier abgewinnen können. Solche und ihnen dem Gegenstande nach ähnliche Gemälde haben indessen wenigstens das negative Verdienst, unsern ästhetischen Sinn nicht zu beleidigen, wie es durch die Darstellung scheußlicher Menschenschlächtereien geschieht, die man unter dem Namen von Märtyrerscenen gleichfalls für religiöse Gemälde ausgiebt. Der rohern Sitte, dem ungebildeteren Geschmacke früherer Zeiten, sowie ihrem, jedem Zweifel unzugänglichen, Glauben an die historische Wahrheit und das überschwängliche Verdienst der Leiden christlicher Helden können wir die Verirrungen verzeihen, welche die Malerei aus dem Gebiete der Kunst in anatomische Vivisektionstheater und Cannibalenküchen verleiteten. Für einen heutigen Maler, der jene Pfade betritt, giebt es keine Entschuldigung und sollte es keine Nachsicht geben. Dennoch hat „das Märtyrthum des heiligen Bartholomäus“ von Müller vielen Beifall und sogar Bewunderung gefunden, und allerdings muß ich gestehen, daß es das geschundene Fleisch mit der ekelhaftesten Wahrheit darstellt. Hierin und in guter Zeichnung besteht aber so ziemlich das ganze Verdienst des Bildes. Die Composition ist steif und ungeschickt, Bartholomäus ist nichts weiter als ein armer Sünder, sein Henker macht ein sehr wissenschaftliches Gesicht, kurz wenn man dieses Gemälde (dessen Scene, beiläufig gesagt, eine lachende, sonnige Landschaft ist) neben das, denselben Gegenstand darstellende Bild des Ribera stellte, von welchem ich in einem Briefe über das spanische Museum sprach, so würde der Contrast zum Beweise des Sages hinreichen, daß die heutige Auffassung nur eine wahrhaft barbarische Behandlung solcher Sujets zuläßt, welche der Geist vergangener Tage allein zu Gegenständen der Kunst zu machen vermochte.

Doch ich habe genug und vielleicht schon zu viel von jenen unglücklichen Restaurationsbestrebungen der Kunst geredet, und ich will jetzt noch von einigen Gemälden sprechen, welche durch ihre Vorzüge der Erwähnung verdienen. Jacquand hat der Ausstellung ein Bild geliefert, über welches, wie über manches andere, die Meisten hinwegsehen, weil der Name des Künstlers nicht auf der Liste der Ausgewählten steht, denen Auszeichnung, Lob, Bewunderung schon von Rechts wegen zukommt. Froissard erzählt, daß der berühmte König Karl von Navarra dem jungen Gaston von Foix ein Pulver gab, welches, in die Speisen seiner

Eltern gemischt, den gestörten Familienfrieden wiederherstellen werde. Gaston wurde von seinem Vater in dem Augenblicke überrascht, wo er das Gift seines türkischen Oheims über eine Schüssel streute. Der entrüstete Graf würde seinen Sohn auf der Stelle niedergestochen haben, wäre er nicht von seinen Edelleuten zurückgehalten worden. Nachdem sich sein erster Zorn gelegt, befahl er, den jungen Gaston auf immer einzusperrn, und dieser starb im Gefängnisse eines freiwilligen Hungertodes. Das Bild Jacquand's stellt das Gefängniß Gastons dar. Der junge Graf sitzt auf seinem Bette, den Rücken gegen die Wand gelehnt, weil er sich nicht mehr ohne Stütze aufrecht erhalten kann, seine Beine hängen schlaff an der Bettlade herunter, sein sanftes, kindliches Gesicht trägt den Ausdruck völliger, schon schmerzlos gewordener Erschöpfung, kaum vermag er den Arm zur abweisenden Geberde gegen den alten Castellan auszustrecken, der vor ihm kniet und ihm einen Teller voll lockender Früchte entgegenhält. Am Fuße des Bettes steht ein jüngerer Diener, der gleichfalls Speisen trägt, ein gutherziger Bursche, dessen kummervolle Miene sagt, daß er mehr leidet als sein junger Herr. Neben Gaston liegt ein aufgeschlagenes Buch mit vielfarbigen Bildern, wahrscheinlich ein Gebetbuch. Das ganze Gemälde hat einen unbeschreiblich rührenden Charakter. Sähe der harte Vater diese Scene, sein Herz würde aufgehen, er würde sein armes, getäuschtes Kind an die Brust drücken und ihm durch stumme Thränen verzeihen. — „Karl XII. in Bender,“ von Mauzaisa. Wenn das Gesicht und die Figur des Königs nicht historisch sind, so entsprechen sie doch vollkommen den Vorstellungen, welche man sich von dem Außern dieses gekrönten Soldaten, wie man ihn sehr bezeichnend genannt hat, zu machen berechtigt ist. Der Moment ist vom Maler gut gewählt. Die Kaplane Karls XII. haben ihren Herrn vergeblich beschworen, der Uebermacht zu weichen und sich nicht einem muthwilligen Untergange auszusetzen; zwei Generale zeigen dem König ihre narbensbedeckte Brust, betheuern, daß sie bereit seien, für ihn zu sterben, bitten ihn aber, sich und sie nicht ohne Noth aufzuopfern; „ich weiß, — ruft ihnen Karl zu — daß Ihr bisher Eure Pflicht gethan habt, thut sie auch heute!“ Der König steht unter der Thür seines Hauses, eine stattliche, etwas steif-soldatische Gestalt, die Züge seines Gesichts sind fast wie von Bronze, sein Auge ist streng, doch kalt, er zürnt nicht über den augenblicklichen Widerstand, den er findet, denn er ist sich der Macht seines Willens bewußt, sein ausgestreckter Arm befiehlt, er befiehlt zum letzten Male, und diesem Befehle wird schweigender Gehorsam folgen. Die Geistlichen haben sich vor dem Könige niedergeworfen, er beachtet sie nicht, er redet nur zu seinen Generalen. Der Eine derselben besieht seine narbige Brust mit augenscheinlicher Selbstgefälligkeit und vergißt über dem seine soldatische Eitelkeit schmeichelnden Anblicke Alles, was um ihn vorgeht. Tief im Hintergrunde sind die Schweden in Schlachtordnung aufgestellt, der kritische Augenblick ist nahe, bald wird das wilde Geschrei der Janitscharen erschallen, eilt auf Eure Posten, Hord und Dardoff! —